

Bücher

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **40 (1960-1961)**

Heft 7

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BÜCHER

SCHILLERS «HOREN»

Einige bekannte Autoren (z. B. der Maler Müller, Voß, Fichte) arbeiteten an Schillers «Horen» mit. Herders hier zuerst gedruckter Aufsatz «Homer, ein Günstling der Zeit» führte zu einer Auseinandersetzung, die in Fambachs III. Band rekonstruiert ist; die Meinungsverschiedenheit über die «Horen» selbst ist im II. Bande dieses Quellenwerkes mit Zeugnissen belegt. Was bisher fehlte, war ein Neudruck dieser Zeitschrift, an der neben Schiller und den Genannten zahlreiche andere bedeutende Geister der Zeit mitarbeiteten: Goethe («Römische Elegien», «Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten», die Cellini-Übertragung u. a.), A. W. Schlegel (die bahnbrechenden Dante-Aufsätze, die ersten Proben der Shakespeare-Übertragung u. a.), Hölderlin, die Brüder Humboldt — insgesamt etwa fünfzig Namen, die hohes und höchstes Ansehen in der literarischen Welt genossen. Nun liegt der sehr erwünschte Neudruck der Zeitschrift vor: *Die Horen* — Eine Monatsschrift, herausgegeben von Schiller, fotomechanischer Neudruck des Exemplars der Cottaschen Handschriftensammlung (Leihgabe der Stuttgarter Zeitung) im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar, in sechs Bänden und einem Beiband mit Einführung und Kommentar von Paul Raabe: fraglos die kostbarste Gabe, die wir dem Schiller-Jahr danken¹.

Kaum eine andere deutsche Zeitschrift hat ihr Erscheinen unter günstigeren Umständen begonnen als die «Horen» (1795); doch wenig andere Periodica dieses Ranges dürften die hochgespannten Erwartungen ihrer Herausgeber so schwer enttäuscht haben: Nach drei Jahrgängen mußten die «Horen» eingestellt werden. Neben Schiller ge-

hörten Goethe, Fichte, W. v. Humboldt und der Jenaer Historiker Woltmann dem Redaktionsausschuß an; der Verleger Cotta war zu Opfern nicht nur bereit, sondern verfuhr in der Tat großzügig und korrekt; von den Mitarbeitern durfte Schiller mit Stolz sagen, es sei eine «Societät von Schriftstellern» beisammen, «wie sie noch kein Journal aufzuweisen gehabt hat». «Schiller war ein vorbildlicher Redakteur. . . Mit Gewissenhaftigkeit, Genauigkeit und Unermüdlichkeit widmete er sich dem Redaktionsgeschäft. Er las alle Manuskripte, begutachtete, feilte und korrigierte, mahnte, forderte und kritisierte. . . Die Korrespondenz erdrückte ihn bisweilen. . . » Und trotzdem ging das verheißungsvolle Unternehmen rasch ein, nachdem 1795 die Auflage 2000 Stück betragen hatte. Die Hauptgründe waren die Gleichgültigkeit der Mitarbeiter, das Unverständnis oder die Böswilligkeit der Kritiker und nicht zuletzt das Ziel, dem die «Horen» dienten. Hatte doch Schiller in der Ankündigung zu einer «Unterhaltung» eingeladen, die dem gängigen Geschmack geradezu entgegengesetzt sein sollte, und sich über die Lieblingsthemen des Tages «ein strenges Stillschweigen» auferlegt. Er wollte nichts Geringeres, als «die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und der Schönheit wieder vereinigen». Jede Diskussion über politische und religiöse Fragen blieb ausgeschlossen. Doch die Teilnahme des Publikums erlahmte rasch, *obwohl* Schiller sich bereits Ende 1795 gegenüber Cotta bereit erklärte, nach und nach Mitarbeiter auftreten zu lassen, «die dem Publikum gefallen, wenn sie gleich mir sehr fatal sein sollten», was dann in der Tat auf Kosten des Niveaus eintrat. So ist es als grimmiger Galgenhumor zu werten, wenn Schiller Anfang 1798 Goethe vorschlägt, man könne ja in das letzte Heft «einen tollen politisch-religiösen Aufsatz» einrücken, der

¹J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart 1959.

das Verbot zur Folge haben werde, «und wenn Sie mir einen solchen wissen, so ist noch Platz dafür». Das Unternehmen, welches zum Vorbild aller weiteren literarischen Zeitschriften von Format und Charakter werden sollte, endete im dritten Jahre mit der halbierten Auflage. In gewisser Weise spiegelt die Geschichte der «Horen» das Schicksal der deutschen Klassik überhaupt: die Größe ihres Anspruchs, das Versagen des Publikums und die Kluft, welche das Volk von seinen führenden Geistern trennte. Enthusiasmus steht am Beginn, Resignation am Ende.

Als Kommentator hat Paul Raabe hervorragende Arbeit geleistet. Er berichtet die Geschichte der «Horen», sammelt die Zeugnisse (darunter den Kontrakt Cottas mit Schiller, ein Muster seiner Art, sowie die Einladung an die Mitarbeiter) und ein chro-

nologisches Verzeichnis sämtlicher Beiträge mit der Rekonstruktion ihrer Druckgeschichte. Die Mehrzahl der noch nicht identifizierten Mitarbeiter hat Raabe erstmals ermittelt, in anderen Fällen falsche Zuweisungen richtiggestellt. Ein Verzeichnis der Mitarbeiter gibt über diese und ihre Beiträge genauen Aufschluß; kritische Literatur ist angeführt, soweit sie sich unmittelbar auf die Aufsätze bezieht. So ist ein Arbeitsinstrument ersten Ranges entstanden, das den Vergleich mit Fambachs Quellensammlung nicht zu scheuen hat; gleichzeitig liegt ein denkwürdiges Kapitel aus der Geschichte der deutschen Publizistik vor. Der Neudruck selbst stellt ein Kleinod jeder Bibliothek und die sinnvollste Ehrung dar, die Schiller zu seinem 200. Geburtstag dargebracht werden konnte.

Horst Rüdiger

SCHELLINGS ZWEI EHEN

Unlängst wurde der 150jährigen Wiederkehr des Todestags von Caroline Schelling gedacht. Die bedeutende Frau ist allerdings nie vergessen worden. Sie stand im Mittelpunkt der frühromantischen Kreise, welche um 1800 den Frauen eine so freie geistige und menschliche Entwicklung ermöglichten. Carolinens Briefe gelten noch heute als lebendigste und geistvollste Zeugnisse aus jener Zeit und für die Schreiberin selbst. Sie hatte ein buntes und wechselvolles Leben, ehe sie zu geistig-menschlicher Reife gelangte. Aus einer Göttinger Gelehrtenfamilie namens Michaelis stammend, heiratete sie früh ohne besondere Zuneigung einen Arzt, dem sie drei Kinder gebar, von welchen zwei früh starben. Bald verwitwet, sah sie dann abenteuerreiche Jahre. In Mainz in die Kreise der Revolutions- und Franzosenfreunde hineingezogen, wurde sie von den rückkehrenden Deutschen ins Gefängnis geworfen, noch dazu schwanger von der flüchtigen Verbindung mit einem jungen französischen Offizier. Das brachte sie an den Rand des Selbstmordes. Es

brauchte lange, bis sie, endlich befreit und ihres Kindes bald durch den Tod entledigt, nach langem Suchen eines Asyls etwas zur Ruhe kam. Sie ergriff dann die angebotene Rettungshand von August Wilhelm Schlegel, dem bekannten Shakespeare-Übersetzer. Aber die Ehe war nicht glücklich, obschon Caroline in dem Schlegel-Kreis eine glänzende geistige Rolle spielte. Nun trat Schelling in ihr Leben, vor dessen Glanz und Feuer Schlegel vollends verblaßte. Nach jahrelanger Zerrerei, nach dem tief erschütternden Verlust ihrer übriggebliebenen Tochter, Auguste Böhmer, welche bei den Zeitgenossen den Eindruck eines höheren Wesens an Anmut des Geistes und des Körpers hinterließ, fand sich Caroline eines Tages frei, um sich mit dem Freunde zu verbinden. Obwohl sie elf Jahre älter war als er, war Carolinens dritte Ehe überaus harmonisch und führte zur vollen Gemütsentfaltung der seltenen Frau. Aber diese Ehe dauerte nur 6 Jahre; 1809 starb Caroline. Schelling blieb wie ein Zerschmetterter zurück.

Soweit ist seine persönliche Geschichte mehr als einmal erzählt worden; doch nun unternimmt es *Carmen Kahn-Wallerstein*, dieser Erzählung noch die Geschichte seiner zweiten Ehe anzufügen, aus großenteils bisher unbekannt gebliebenen Familienpapieren (*Schellings Frauen Caroline und Pauline*; Francke-Verlag, Bern). Obwohl Schellings zweite Frau, Pauline Gotter aus Gotha, weit weniger brillant war als seine erste, so war sie doch wohl der unvergleichlich gediegenere Charakter; dabei auch durchaus von schöner Geisteskultur und Bildung. Sie war die Tochter von Carolinens bester Freundin und eines der hübschen jungen Mädchen, mit denen der alternde Goethe jahrelang seinen Flirt trieb. Als Schelling sie wenige Jahre nach Carolinens Tod heiratete, versicherte er sich ausführlich ihrer gesundheitlichen Konstitution. Denn den 36-jährigen beseelte ein leidenschaftlicher Wunsch nach Kindern, welche ihm Caroline nicht hatte schenken können. Als die erste Hoffnung mit einem Fehlschlag endete, infolge einer fälschlich vermuteten Schreckensnachricht während der Kriegsjahre, brach Schelling förmlich zusammen und gab schon alle Hoffnung auf. Aber — neben einem wei-

teren Fehlschlag — wurden ihm noch sechs wohlgeratene Kinder geboren, die ihn alle überlebten, drei Knaben und drei Mädchen, von denen die jüngste, Julie, spätere von Eichhorn und eine blendende Schönheit, der Liebling war. Das Familienleben der Schellings war sehr innig. Frau Schelling kränkelte später oft; die acht Niederkünfte waren zuviel für sie gewesen. Aber noch in jenen Zeiten ging es weithin nach Luthers Wort: «Laß sie sich ruhig zu Tode gebären, dazu ist sie da.» Schellings großer Rivale, Hegel, hatte auch eine von ihm sehr geliebte Frau, die diesem Schicksal unterlag; unablässige Fehlgeburten hatten ihre Gesundheit ganz untergraben. Trotz solcher Belastungen konnte Pauline Schelling ihrem Mann, dessen reizbarer, verstimmbarer Charakter, dessen mächtiges, von außen nicht immer respektiertes Selbstgefühl seiner Arbeit oft wenig günstige Vorbedingungen bot, viel an Ausgleich und Getragenwerden bieten. Im ganzen war die Ehe sehr glücklich. Als Schelling 1854 in Ragaz starb (wo er auch begraben liegt), welkte auch seine Frau dahin und überlebte ihn nur um wenige Monate.

Erich Brock